



GEMEINSAM GEGEN DEN WIND

Neben der Liebe gilt sie als das höchste der Gefühle: Freundschaft. Wichtiger als die große Leidenschaft ist sie allemal. Unverzeihlich, wenn wir nachlässig mit ihr umgehen, statt zu genießen, was sie sein kann: ein Varieté der Freiwilligkeit und Lebensfreude

MADAME 11/2009

Schatz, lass uns doch ab jetzt einfach nur gute Freunde sein!“ Dieser trostreiche Satz scheint zum Abschluss einer großen Liebe zu gehören wie die roten Rosen zum Anfang. Die wahre Schönheit einer solchen Zeit begreifen wir oft erst ab dem Moment des Verlusts. Zu lange lebte man aneinander vorbei, kehrte Lästiges unter den Teppich, bekochte sich auf Sparflamme und bemühte sich um pflegeleichte Beziehungsroutine. Und so sitzen die ehemaligen Partner verzagt gegen die Säulen des Einfamilientempels gelehnt – und brauchen vor allem eines: den Beistand guter Freunde.

Freunde, Freundschaft, wahre Freunde – will man diesem Phänomen auf den Grund gehen, hat man rasch das Reich des Trübfischens erreicht. Schaut man sich mal in den Internetforen zum Thema Freundschaft um, stößt man auf jede Menge kompakter Lebenswahrheiten: Zwischen Mann und Frau ist keine Freundschaft möglich (doch!); Frauen unter sich können aus geistigem Mangel keine Freundschaft leben (Quatsch!); ist eine Liebe zu Ende, ist es auch mit der Freundschaft für immer vorbei (oft!); Freundschaft ist ohnehin nur Sublimation für blockierte Sexualität (och nööö!); letztlich gibt es im Leben gar keine Freunde (wie arm!).

Auffallend ist auch, dass sich viele Menschen selbst als guten Freund betrachten, aber anderen gegenüber so ihre Zweifel haben. Das Reich der Freunde verzeichnet Strandläuferinnen, Golf- und Tennispartner, Yoga-Freundinnen, nette Bürokollegen, wurstgrillende Nachbarn, Reisebekanntschaften, Stammtisch-Amigos, Internetkontakte, Parteigenossen, alte Schulfreundinnen, lustvolle Affären, spirituelle Seelenverwandte, treue Umzugshilfen und zu allem bereite Steuerberater. Zu diesem unstrukturierten Haufen gesellen sich die Clans und Sippen aus dem familiären Umfeld und all die Freunde von Freun-

den, die man relativ ungeprüft an sich heranlässt. Alles fließt, alles ändert sich und um in dieses System eine halbwegs taugliche Ordnung zu bringen, behelfen wir uns mit schwammiger Kategorisierung: echte Freunde, enge Freunde, wahre Freunde, alte Freunde, gute Bekannte, mittelgute Bekannte, entfernte Bekannte, nützliche Kontakte, potenzielle Kumpels oder sympathische Erscheinungen. Ob der so Etikettierte diesen Grad von Zuneigung genauso erwidert, steht auf einem anderen Blatt. Missverständnisse und Fehldeutungen sind bei diesem Gefühlsroulette vorprogrammiert. Auch sollten wir uns der Frage stellen, wie viele wirklich großartige Menschen wir im Lauf eines Lebens

**„WIRKLICH GUTE
FREUNDE SIND
MENSCHEN, DIE UNS
GANZ GENAU KENNEN
UND TROTZDEM ZU
UNS HALTEN.“**

MARIE VON EBNER-ESCHENBACH

einfach vergessen, aus den Augen verloren, unüberlegt verstoßen oder in ihrem Wert verkannt haben.

Mehr als die große Liebe – die sich vielleicht als Freundschaft mit hoher sinnlicher Komponente beschreiben ließe – machen die Freunde unser Leben voll und reich. Sie geben uns Glück, Mut, Heiterkeit, Geborgenheit. Sie bieten uns Schutz und Trost, überraschende Impulse und entscheidende Weichenstellungen. Sie bauen uns auf, wenn die Stricke reißen, holen uns in die Realität zurück, wenn uns Selbstherrlichkeit benebelt, und schenken uns reinen Wein ein, ins leere Glas und ins volle Leben. Es ist ein Rätsel, warum wir sie in guten Zeiten so selbstverständlich hinnehmen wie die monatliche Telefonrechnung. Der modernen Freundschaft fehlt der hym-

nische Götterfunke. Sie ereignet sich, speziell unter Männern, seltsam unterkühlt in knappen Gesten und Andeutungen. Umso hitziger fällt die Revision dann in schlechten Zeiten aus. Da klagt man vornehmlich über verweigerte Kredite und schäbige Ausreden bezüglich des Krankenhausbesuchs. Der Anspruch ist gewaltig: Der wahre Freund soll mit einem ganzen Pferdeherden stehlen, klaglos für den anderen durch die Hölle gehen und im Folterkeller ja bloß die Klappe halten. Dieser sehr deutsche Tugendkatalog gipfelt in der Erkenntnis: „Wahre Freunde kann man an einer Hand abzählen.“ Das klingt resignativ, ist aber eher pragmatisch gemeint: Wie naiv muss jemand sein, der meint, dass ihm das Leben mehr als fünf wahre Freunde bereithält? Mehr noch: Man schützt sich optimal vor Enttäuschungen, wenn man so wenig Freunde wie möglich hat. Und auch vor sich selbst sollte man auf der Hut sein.

Wenn man der Sache in der Gegenwart nicht so ganz auf die Schliche kommt, kann man es durchaus mit einem historischen Streifzug versuchen. Er führt uns zunächst in die sonnen durchfluteten Ölhaine von Athen und Rom, wo die durchweg maskulinen Vertreter der Goldenen Ära Sokrates, Plutarch, Seneca und Horaz ihre Ansichten ins kollektive Gedächtnis der Zivilisation meißelten: Wahre Freunde sind freie, ebenbürtige Männer, die ihr Hab und Gut teilen. Sie zelebrieren ihre Intimität ohne geschäftliche wie erotische Hintergedanken. Sie lieben sich, weil sie so sind, wie sie sind. Gegenseitige Kritik dient lediglich der sittlichen Weiterentwicklung. In seinem berühmten Dialog über die Freundschaft fordert Cicero von wahren Freunden eine vollkommene Übereinstimmung von Absichten und Interessen, Meinungen und Tugenden. Da wundert es wenig, dass Rom bald schlappmachen sollte. Für frischen Wind sorgten knapp ➔

100 Jahre später die Apostel Lukas und Johannes und aktualisierten die Freundschaftslehre: Echte Freunde sind für den anderen zu jeder Tages- und Nachtzeit da, in guten wie in schlechten Zeiten. Materielles Eigentum wird geteilt. Geburt, Heirat, Lotteriegewinn, Tod – kein Anlass ist zu schade, die besten Freunde zum Feiern vorzuladen. Ausdrücklich erinnern die Jünger daran, es zu vermeiden, nur in tradierten, geschlossenen Zirkeln zu verkehren. Freunde haben wach und offen zu sein für neue Menschen. Den größten Freundschaftsbeweis vollbrachte Jesus dann selbst mit seinem finalen Kreuzgang – er opferte sich, damit sein Freundeskreis erlöst wurde. Der nächste wesentliche Impuls ergab sich aus dem Untergang der Monarchie und des Feudalismus. Kaum hatte der neue Bürger die Parolen der Französischen Revolution Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit verinnerlicht, stellte er ernüchtert fest, dass es ihm an jeder sozialen, politischen, klerikalen Struktur mangelte. In Frankreich und Deutschland entstanden neue Männerbünde – Geheimorden, Burschenschaften, politische Parteien und elitäre kulturelle Zirkel – wie der weltberühmte von Weimar. Angelehnt an die klassische Antike bildete sich eine durch und durch romantische Freundschaftskultur heraus. Überall menschelte es und alles war durchweht vom sentimentalsten Geist der Verbrüderung. Man schwelgte selbst gleichgeschlechtlich in schwärmerischen Liebeserklärungen. Speziell Schiller („Wem der große Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein...“) und Goethe produzierten Hexameter voller Euphorie. Am Ende ihrer komplizierten und faszinierenden Freundschaftsarbeit beklagte Goethe, dass er mit dem toten Schiller die Hälfte seines Lebens verloren habe. Gewonnen haben in jenen Jahren endlich die Frauen, die sich die Freiheit herausnahmen, ihrerseits tiefe Freundschaften zu schließen. Es waren

selbstbewusste Damen, die Bettina von Arnim um sich gruppiert: wie die von Günderode und Rahel Varnhagen. Und im emanzipatorischen Schnelldurchgang lebten sie den femininen Sturm und Drang aus. Es ging um eine neue Form von Zusammensein, aufgeklärtes Großstadtfair, ausgelebte Gefühle, intimen Gedankenaustausch. Schon damals zeigte sich ein bemerkenswerter Unterschied: Frauen sprechen offen über sich und ihre Beziehung, achten auf Konflikte, thematisieren Freude wie Frust und bekennen sich auch klar zu ihrer besten Freundin.

Doch gegen Eros – plus großes Geld – konnte und kann auch die beste Frauenfreundschaft nichts aus-

**„FREUNDSCHAFT
IST IMMER
EINE SÜSSE
VERANTWORTUNG,
NIE EINE
GELEGENHEIT.“**

KHALIL GIBRAN

richten. Passend dazu erzählte mir Sabine (für mich der lebende Beweis, dass man mit einer früheren großen Liebe später befreundet sein kann – auch wenn es vier Jahre gedauert hat) neulich die kleine Geschichte vom Ende einer großen Frauenfreundschaft. Sie verbrachte mit Petra die Schulzeit, sie machten gleichzeitig das Abitur und das Germanistikstudium in Berlin. Sie unternahmen viele Reisen, weihten sich in ihre Affären ein und stöckelten pasodoblemäßig durch dick und dünn. Irgendwann wurde Petra berühmt, sowohl als Moderatorin als auch durch ein vorteilhaftes Ehekatapult in den Adel. Und plötzlich trennten sich die Biografien. „Da befindest du dich unversehens in der zweiten Reihe. Kurzhaartypen mit Solariumsgesicht und Knopf im Ohr fra-

gen dich bei Events, wer du denn bist und was du überhaupt willst. Gehen wir dann endlich mal wieder jenseits solcher Partys zusammen aus, ist die Fröhlichkeit weg und alles unnötig beschwert. Und auch ich bin vorsichtiger, verzichte auf die üblichen Spitzen und Scherze oder gar eine direkte Konfrontation. Obwohl es mich nur mäßig interessiert, stelle ich ein paar Fragen zum pikanten Jetset-Hofleben, deren Antworten ich – um meine reine Seele zu retten – dann doch sarkastisch kommentiere. Fakt ist, dass sich mit jedem Treffen mehr Entfremdung und Misstrauen einschleicht. Und ich glaube, ihre Projektionen lesen zu können: Will die meine Kontakte nutzen? Wieso ist die immer noch so nett? Geht es ihr ums Geld? Die Freundschaft war außer Balance. Ich übernahm dann antizipierend stets die Restaurantrechnungen, um bloß nicht als schnorrende Kaffeetante dazustehen. Das war auch gut so, denn sie hatte jedes Mal zufällig ihre Kreditkarten in der anderen Tasche stecken. Ich zog mich zurück und wenn sie eines Tages ankommen sollte mit einem dahergeflöteten ‚Binchen, mir geht es beschissen‘, hab ich keine Ahnung, wie ich darauf reagiere.“

Auch ohne einen solchen Hierarchiespagat gibt es wenige Freundschaften, die über lange Jahre hinweg stabil bleiben. Da sind zum einen die Anforderungen unserer christlich-humanistischen Herkunft. Und zum anderen eine künstlich coole Gegenwart, die uns kaum Halt und Orientierung bietet. Da ist uns auch wenig mit der locker-unverbindlichen Speed-Dating-Kommunikation der dauermobilen US-Amerikaner geholfen, die den neuen Freund schneller vergessen haben als das „See you tomorrow“ ausgesprochen ist. In Sachen Männerfreundschaft kam mir vor einigen Tagen ein erstaunliches Interview mit dem weltmeisterlichen deutschen Beachvolleyball-Duo zu Ohren. Da wurde einer gefragt, ob sie privat →

auch gute Freunde seien. Die prompte Antwort: „Ja, sind Sie wahnsinnig? Wir sind Höchstleistungssportler. Um Erfolg zu haben, müssen wir uns stets die Wahrheit sagen können!“

Man müsste doch meinen, dass eine Freundschaft die freieste aller Beziehungsformen ist: freiwillig, spontan und ohne Gesetz, Vertrag oder drohenden Scheidungsanwalt. Das Einzige, was ihr passieren kann, ist das Scheitern, was meistens traurig ist, aber dafür wenigstens ein eher simples Erkalten ohne behördliche Mitsprache. Der Grund dafür liegt häufig darin, dass vielen die Balance aus Nähe und Distanz, aus Verantwortung und Freiraum, aus Zuneigung und Rücksicht verloren gegangen ist. Haben wir das Vertrauen in die Macht der leisen Gesten verloren? Lassen wir uns zu wenig Zeit und Raum? Der Literaturwissenschaftler Rüdiger Safranski, Autor des gerade erschienen Buches „Goethe & Schiller. Geschichte einer Freundschaft“ (Hanser Verlag), beschreibt die aktuelle Schieflage so: „Ich glaube, uns ist dieses sehr kluge Ausbalancieren von Berührung und Distanz verloren gegangen. Wir neigen dazu, ständig authentisch sein zu wollen, vulgär, wir kleben aufeinander. Das Bewusstsein, die Ferne des Gegenübers erst einmal anzuerkennen, sich dann entschließen zur Freundschaft und sich aufeinander einspielen über lange Zeit, das ist seltener geworden. Wir haben entweder Beziehungslosigkeit oder klebrige Nähe.“

Nun gibt es ja durchaus Freundeskreise, die vom Kindergarten bis zu den Begräbnissen zusammenhalten. Da wird zusammen gefeiert, gegrillt, gekuppelt, geschoben, da werden Karrieren gefördert, Netzwerke geknüpft und Projekte verzahnt. Diese heiteren Nutz- und Zweckkoalitionen sind von hoher Effektivität und großem internen Unterhaltungswert. Sie verlangen allerdings von ihren Mitgliedern die Anpassung an

die Launen und Direktiven der Alphatiere dieses Reichsparteitags. Mit echter Freundschaft hat das „Eine Hand wäscht die andere“-Modell wenig zu tun. Es erinnert letztlich eher an das Arrangement von Insassen einer Gemeinschaftszelle. Alte Freunde – das ist eine ziemlich ambivalente Angelegenheit und erschöpft sich im negativen Fall im Ertragen toter Rituale. Ein höchst positives Gegenbeispiel erlebte ich vor einigen Tagen. Ich schrieb mir eine kleine Liste meiner liebsten und wichtigsten Freunde auf und notierte dabei einen alten Schulbanknachbarn, der mir die Zeit bis zur Mittleren Reife mit seiner aberwitzigen Fröhlichkeit vergoldete. Nach den Ferien damals war er verschwunden und hinterließ eine schmerzliche Leere. Ich habe seither nie wieder etwas von ihm gehört. Zwei Tage, nachdem ich seinen Namen aufschrieb, erhielt ich folgende Mail: „Hi Wolfi, weiß nicht, warum du mir eben spontan in Erinnerung gekommen bist. Möchte einfach Hallo sagen! Jetzt denke bitte mal an deine glorreiche Gymnasiumszeit zurück. Ich hatte das Vergnügen – so viel gelacht habe ich selten –, mit dir ein paar Jährchen meiner damals nicht sehr erfolgreichen Schullaufbahn zu verbringen.“ Für einen Moment verschwand ich im süßen Rausch der Erinnerung. Es ist sicher auch eine Qualität wahrer Freundschaft, dass sie bei aller Distanz diese telepathische Kraft hat und uns auch außerhalb des konkreten Bewusstseins inspiriert, aufbaut und tröstet.

Es gehört zu den fatalen Fehlern im Leben, nach Möglichkeit unter sich zu bleiben. Dabei kann man seiner partiellen Verblödung eigentlich nur entgegen, wenn man seinen Freundeskreis in permanenter Reparatur hält, offen bleibt für neue Menschen, für andere Lebensentwürfe und vor allem mit jüngeren Menschen den Kontakt sucht. Ebenso gehört es zur Kunst der Freundschaft, auch die widersprüchlichsten Stand-

punkte auszuhalten – mehr noch: Man sollte Gegensätze im Sinne eines lebendigen und strapaziösen Chaos sogar kultivieren. Und es gehört zur Magie von Freundschaft, auch irrationalen Sympathien nachzugeben, jemanden einfach zu mögen, weil er einen, warum auch immer, anzieht.

Freunde sind dazu da, dass wir sie nutzen, dass wir nehmen und geben mit vollen Händen und aus vollem Herzen. Wenn wir verunsichert sind, dann sollten wir R. W. Emersons Rat befolgen: „Der einzige Weg, einen Freund zu haben, ist der, selbst ein solcher zu sein.“ Fragen wir uns: Was will ich dem andern sein? Was bin ich bereit als Freund anzubieten? Wie signalisiere ich meine Zuneigung? Warum werde ich missverstanden? Es bleiben uns im Leben fast nur die Freunde, mit denen wir offen, ehrlich und rücksichtslos streiten können. Freunde kosten Zeit und Arbeit. Es dauert nämlich, bis man Elemente wie Neid und Missgunst abgebaut hat – bei Schiller und Goethe waren es acht Jahre. Und es gehört zu wahrer Freundschaft, dass es keine Gewinner oder Verlierer gibt. Dass Geheimnisse solche sind und bleiben. Dass hinter dem Rücken des anderen kein Vertrauensbruch stattfindet. Braucht ein Freund unsere Hilfe, dann sind wir für ihn da, auch wenn es ein paar Flüche kostet. Bei Liebeskummer. Wenn einer krank ist. Und da wäre die akute Geldnot, offenbar die wichtigste Vertrauensfrage der Menschheitsgeschichte. Warum eigentlich Frage? Wenn ein Freund um Geld bittet, hat er sich das sicher wohl überlegt und man erfüllt ihm diesen Wunsch nach Möglichkeit schnell und kommentarlos. Wer diesen Akt dann mit bangen Rückzahlfristen oder gar Zinsnennungen garniert, hat es sich unversehens mitten in Liv Ullmanns sarkastischer Definition gemächlich gemacht: „Ein guter Freund ist jemand, der sich schon heute auf dein Scheitern von morgen freut.“

WOLF REISER

MADAME 11/2009